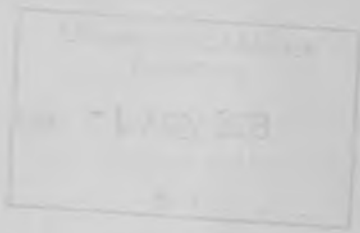


75/BA 4132 - C

Kontakt

Informationen zum Religionsunterricht im Bistum Augsburg 6 • 2013



RELIGION an der SCHULE



*Sehen bleiben und sich umdrehen hilft nicht.
Es muss jemanden sein - wie Domini*

75
BA
4132
-6

86159 Augsburg
Universitätsstr. 22
Geschenk- und Tauschstelle
Universitätsbibliothek - Kath. Fakultät

Mit Kindern und Jugendlichen dem Glauben begegnen

Diözese Augsburg - Schulabteilung - Hohenweg 14 - 86152 Augsburg
Deutsche Post

Zwischen *Zuspruch* und *Anspruch*

Chancen einer zukunftsfähigen Religionsdidaktik

Georg Langenhorst

Die Ausgangslage für ein kirchlich orientiertes religiöses Lernen ist kompliziert. Die neueste SINUS-Milieu-Studie (2013) belegt: Als gesellschaftliche Kernmilieus des Katholizismus lassen sich derzeit nur noch das „traditionelle Milieu“ (dazu zählen 15% aller erwachsenen Katholiken in Deutschland), das „konservativ-etablierte Milieu“ (10%) und die „bürgerliche Mitte“ (14%) bezeichnen¹. Doch selbst innerhalb dieser Milieus haben sich die Einstellungen verändert. Der Glaube der meisten Kirchenmitglieder hat sich völlig „individualisiert“, die „Verbindlichkeit“ offizieller Vorgaben ist breitflächig „verloren gegangen“. Für die meisten hat sich „die traditionelle (volkskirchliche) Frömmigkeit“ überlebt, weil die „lebensweltliche Einbettung von Religion (...) weitgehend verloren gegangen“ ist. Selbst wenn es die meisten Katholiken ablehnen, „ihre katholische Identität aufzugeben“, finden sich auch in den Kernmilieus Aspekte einer tiefen „Erschütterung des Glaubens“² verbunden mit der Forderung nach Reformen und Veränderungen.

Dieser Krisenbefund schon im Blick auf Erwachsene verschärft sich noch einmal im Blick auf Kinder und Jugendliche. Die Studie „Wie ticken Jugendliche“ (2012) konzentriert sich auf die Gruppe der 14-19-jährigen. Zwar ist das „Bedürfnis nach Sinnfindung“ auch für Jugendliche „allgegenwärtig“, es muss aber nicht zwingend „über Religion bzw. Kirche vermittelt“ werden. Man kann die Jugendlichen als „religiöse Touris-

ten“ bezeichnen, die durchaus „kurz und sporadisch in religiöse oder quasi-religiöse Kontexte“ eintauchen, sich aber letztlich selbst ein Überzeugungsgemisch zusammenbrauen. Der Kirche sind die überwiegende Zahl „nur selten verbunden“, sie „bleibt ihnen fremd“³.

Leben im ‚Theotop‘

Das Problem: Die meisten Religionslehrerinnen und Religionslehrer, die hauptamtlich in der Pastoral Tätigen, die Mehrzahl der Theologiestudierenden und -dozierenden leben in einem Erfahrungsraum, der noch ganz anders strukturiert ist. Zumindest kennen sie noch die Verhaltensweisen, Riten und Rituale, die Begriffe und Sprachwelten einer auch oder noch religiös geprägten Welt. Das lässt sich auf einen augenöffnenden Begriff bringen: ‚Wir‘ befinden uns in Sprache und Denksystem im Normalfall innerhalb eines „Theotops“⁴ – ein Wort, das ich mir mit semantisch eigener Füllung von *Friedrich Wilhelm Graf* ausleihe. Unter einem ‚Biotop‘ versteht man einen ganz spezifischen Lebensraum, in dem nur genau dafür geeignete Pflanzen oder Tiere leben können. So ähnlich geht es der Kirche. Traditionell Gläubige sind Bewohner eines engen, gut gehegten Bereiches theologischer Selbstverständigung. Sie wissen, wie man sich darin verhält, um zu leben und zu überleben, welche Sprache benutzt wird, im besten Falle auch: was sie bedeutet.

Dieses Theotop hat seine Notwendigkeit und Berechtigung, keine Frage, aber immer deutlicher werden seine dreifachen Grenzen.

- Zum Ersten leben nach Auskunft sämtlicher empirischer Studien innerhalb dieses Theotops immer weniger Menschen. Das Theotop *schrumpft*. Vor allem die Zahl von Kindern und Jugendlichen, die in diesem Theotop aufwachsen und dort auch bleiben, nimmt ständig ab.
- Zum Zweiten wird es immer schwerer, die Binnensprache und die Binnenregeln des Theotops und seine Inhalte *nach außen* zu vermitteln, zu übersetzen. Systematische Theologen, oft genug auch Bischöfe und Geistliche, verstehen sich in erster Linie als ‚Hüter des Theotops‘ nach innen, kaum als Vermittler des Theotops nach außen.
- Zum Dritten jedoch wird auch die Binnenvverständigung *in* diesem schrumpfenden Theotop immer fraglicher. Theologische Sprache verkommt zur „Fremdsprache“⁵, religiöse Rituale und Riten werden mehr und mehr unverständlich, religiöse Praxis schmilzt ab. Die vermittelte ‚Wahrheit‘ wird nicht in Frage gestellt, verliert aber an Bedeutung und praktischer Lebensrelevanz.

Genau an dieser Stelle werden mehrere grundlegende Aufgabe von Religionslehrerinnen und Religionslehrern heute deutlich. Für sie geht es zunächst darum, selbst wesentliche Elemente der Binnensprache und des Binnenverhal-

1 MDG-Milieuhandbuch 2013, Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus, Heidelberg-München 2013, 51.

2 Ebd. 16, 17, 18, 27, 25.

3 Marc Calmbach u. a.: Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland, Düsseldorf 2012, 77, 78, 79f.

4 Vgl. Friedrich Wilhelm Graf: Tumult im Theotop. Akademische Theologie in der Krise, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.02.2008.

5 Vgl. Stefan Altmeyer: Fremdsprache Religion? Sprachempirische Studien im Kontext religiöser Bildung, Stuttgart 2011.

tens innerhalb des Theotops einerseits überhaupt erst einmal zu erlernen und zu verstehen. Andererseits geht es aber auch darum, diese Vorgaben kritisch zu überprüfen: Lassen sich die dort herrschenden Vorstellungen, Sprachformen und Regeln aus heutiger Sicht noch einmal anders verstehen und darstellen? Nicht um vorschnelle Anpassung an ‚Zeitgeist‘ geht es dabei, nicht um eine kompromissbereite Verflachung, sondern um die Einsicht, das sich der christliche Glaube in der Denk- und Lebensweise der jeweiligen Gegenwart jeweils neu als lebensbedeutsam erweisen kann und muss. Auch die deutschen Bischöfe haben längst erkannt, dass religiöse Erziehung heute „in veränderter Zeit“⁶ erfolgt, dass religiöse Bildung „vor neuen Herausforderungen“⁷ steht.

Deshalb stellt sich den Religionslehrerinnen und Religionslehrern vor allem die reizvolle Aufgabe, diese – kritisch überprüfte – Binnensprache des Theotops nach außen zu *übersetzen*. Sie muss für Kinder und Jugendliche so verständlich gemacht werden, dass sie lebensrelevant wird, Identität stiften, Orientierung und persönlichen Halt geben kann. Heranwachsende sollen in jedem Fall – im Anschluss an *Thomas Schärtl* – dazu befähigt werden, die bei vielen ja durchaus vorhandene „religiöse Gebrauchssprache“ wenigstens in eine „reflektierte Gebrauchssprache“ weiterzuentwickeln. Nüchtern betrachtet muss man eingestehen, dass ein wirkliches Eindringen in die „religiöse Expertensprache“⁸ des Theotops die meisten weit überfordert.

Sechs Kernbereiche religiösen Lernens

Diese Daten und Deutungen sind aus kirchlicher Perspektive nicht schön, beschreiben aber ein Szenario, das viele

Lehrerinnen und Lehrer tagtäglich vorfinden. Von dieser Situation muss man ausgehen. Wie aber kann man angesichts dieser Bedingungen einen zukunftsfähigen Religionsunterricht konzipieren?⁹ Inhaltlich zeichnet sich religiöses Lernen von Kindern und Jugendlichen durch sechs Kernbereiche aus:

1 Zunächst geht es – immer wieder neu – um die staunende *Wahrnehmung* dessen, dass es mehr gibt als die mit den Sinnesorganen erkennbare und mit dem sich immer differenzierter aufbauenden Verstand deutbare Welt der Gegenstände.

2 Daneben stellt sich die Aufgabe eines mit zunehmendem Alter immer genauer werdenden *reflektierten Kennenlernens* jener Religionen, denen Kinder in ihrem Lebensraum begegnen. In unserem Kulturraum ist dies nach wie vor das Christentum in seinen konfessionellen Ausprägungen, ergänzt zunächst um Judentum und Islam, dann auch um die asiatischen Religionen.

3 Kinder und Jugendliche erfahren mehr und mehr, dass die Gegenstände, Ereignisse und Personen ihrer Lebenswelt *gedeutet* werden müssen, um sie begreifen und mit ihnen umgehen zu können. Sie lernen Menschen kennen, die aus dem Glauben leben und von dorthin ihr Leben orientieren, deuten und werten. Diese Menschen bieten nun ihrerseits ihnen selbst Möglichkeiten zur Lebensdeutung an.

4 Religiöse Bildung rückt die Erkenntnis in den Mittelpunkt, dass sich die konkreten Inhalte des Glaubens *nicht rational* beweisen lassen, auch wenn sie durchaus *plausibel* gemacht werden können. Das Ringen um derartige Plausibilität im Sinne eines vernünftigen Vertrauens tritt dabei an die Seite der anderen Glaubensbekundungen in *Bekenntnis und Zeugnis*.

5 Religion lebt von *Menschen*, die in einer Gottesbeziehung leben und diese in Gebeten, Riten, Symbolen, Festen und Feiern ausdrücken und zu gestalten. Ihr gelebter Glaube enthält die Einladung sich ihnen anzuschließen.

6 Religion drängt letztlich von innen her zu aktiver *Teilhabe* und Teilnahme am gemeinsam Leben. Die Entscheidung dazu bleibt freilich jedem und jeder Einzelnen überlassen.

Für die Bestimmung der Aufgaben und Ziele von Religionslehrerinnen und Religionslehrern ergeben sich aus all dem Entfalteten mehrere grundlegende Weichenstellungen, die sich an der erforderlichen Binnendifferenzierung hinsichtlich unserer äußerst heterogenen Schülerschaft orientiert.

Differenzierung der Zielperspektiven

Zunächst müssen Religionslehrerinnen und Religionslehrer ihre *Kerngruppe* im Auge haben, jene binnenkirchlich sozialisierte Gruppe, die sich – durchaus kritisch – an den Auslegungen der Kirche orientiert. Derartige, meist stark von ihren Familien geprägte Kinder und Jugendliche bilden das Grundgerüst für die Kirche von Zukunft. Auch wenn sie nur einen kleinen Anteil an der Gesamtgruppe aller Heranwachsenden ausmachen, so haben sie ein unbedingtes Recht auf einen ihnen entsprechenden Religionsunterricht. Dass ihnen in der aktuellen religionspädagogischen Diskussion kaum Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist ein Grundfehler.

Gleichzeitig gilt es jedoch, die breite Mehrheit jener Kinder und Jugendlichen ernst zu nehmen, für die ein primär *selbstverantwortetes Glaubensverständnis* wichtig ist – unabhängig davon, ob sie dieses Verständnis aktiv mit persönlichem Leben füllen oder religiös eher indifferent bleiben. Der Religionsunterricht muss für diese Gruppe neue Impulse setzen, persönlich ansprechende Anregungen geben, Bausteine zum Aufbau eines Weltbildes anbieten, welches die Kinder und Jugendlichen letztlich selbst für sich zusammensetzen dürfen und müssen.

6 Vgl. Katechese in veränderter Zeit, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2004.

7 Vgl. Der Religionsunterricht vor neuen Herausforderungen, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2005.

8 Thomas Schärtl: Gott und das Kaninchen. Über Religion als Fremd- und Muttersprache, in: Religionspädagogische Beiträge 69 (2013), erscheint Herbst 2013.

9 Vgl. dazu: Ulrich Kropac/Georg Langenhorst (Hrsg.): Religionsunterricht und der Bildungsauftrag der öffentlichen Schulen. Begründung und Perspektiven des Schulfaches Religion, Babenhausen 2012.



Für die kaum oder nicht religiös geprägten Kinder und Jugendlichen schließlich kann der Religionsunterricht zur Herausforderung und Provokationen werden, die so sicher vorausgesetzte Welterklärung ohne Religion und Gott zumindest noch einmal anzufragen und zu überprüfen. Realistisch betrachtet sind die Chancen, diese in Milieu und Erziehung religionsfern aufwachsenden kirchlich zu erreichen, gering. Eine einseitige Konzentration auf diese Zielgruppe wäre blauäugig.

In allen unterschiedlichen Gruppen von Kindern und Jugendlichen wird die Frage nach der existentiellen Relevanz von Religion akut: Was trägt Religion ganz praktisch zu meinem Leben bei? Diese berechtigte Frage wird mit Anfragen nach der Struktur gelebten, institutionell verfassten Glaubens genau so verbunden wie mit den Grundfragen hinsichtlich des Inhalte. Die Kirchenkrise unserer Zeit ist tatsächlich eine Glaubenskrise – aber in dem Sinne, dass eine theologische Überprüfung unumgänglich wird: Sind die derzeit dominierenden theologischen Hauptströmungen für heute überzeugend? Ist die Art und Weise, wie man heute im kirchlichen Mainstream über Gott, Glaube, Religion spricht, wirklich existentiell stichhaltig? Angesichts der abnehmenden Zustimmung zu selbst grundlegenden Glaubensinhalten wird also eine *theologische Relecture des Christentums* überfällig. Gerade eine zukunftsfähig konzipierte Religionsdidaktik darf sich diese inhaltliche Rückversicherung nicht ersparen.

Das Besondere des Christentums: *Zuspruch* und *Anspruch*

Worin liegt die Besonderheit eines Lebens, das bewusst auf Gott ausgerichtet ist? Was unterscheidet ein Aufwachsen mit Gott von einer säkularen und religiös neutralen Kindheit? Nur von der Beantwortung dieser Fragen her lässt sich eine Religionsdidaktik entwerfen. – Das Besondere des christlichen Glaubens lässt sich mit einem Wortspiel verdeutlichen: Ausgangspunkt unserer Existenz ist ein bedingungsloser *Zuspruch* Gottes zu uns, nur von ihm aus erklärt sich

der *Anspruch* an eine moralische und spirituelle Lebensführung. *Zuspruch* – *Anspruch*; in anderen Worten gesagt: *Gabe* – *Aufgabe*. Entscheidend für den Grundzug des Christentums ist die Reihenfolge! Basis und Grundlage des christlichen Weltbildes ist das vorgängige und bedingungslose Ja Gottes: zu seiner Schöpfung als ganzer, zu jedem einzelnen Menschen.

Auf den jüdischen Religionsphilosophen *Martin Buber* (1878-1965) wird der wunderbare Ausspruch zurückgeführt: „Jeder Mensch hält Ausschau nach einem Menschen, der ihm das Ja des Seindürfens zuspricht.“ Genau um diese Sehnsucht geht es. Ob aber je ein Mensch einen derartigen Zuspruch wirkmächtig äußern kann? Die Bibel führt uns nachdrücklich vor Augen, dass Gott uns genau dieses „Ja des Seindürfens“ immer wieder zuspricht – durch Menschen, im Gebet, in den Sakramenten, in der Liturgie. Das Christentum ist eben nicht primär ein ethisches System, das bestimmte Normen, Werte, Gebote und Gesetze formuliert, einübt und überwacht. Hierin unterscheidet es sich grundlegend von allen nicht religiösen Weltbildern. Hierin liegt sein Wärmestrom, sein durch alle Brüchigkeiten hindurch aufrechterhaltenes Vertrauen in die – aus einer Befähigung erwachsenden – Fähigkeiten des Menschen zur sinnvollen und humanen Gestaltung der Welt.

Vor jedem Anspruch an unser Verhalten steht der Zuspruch, vor allen Aufgaben steht die Gabe – für diese Grunddynamik gibt es zahllose biblische Uerzählungen:

■ Die Schöpfung ist bereits als Lebensraum geschaffen, bevor der Mensch erschaffen wird. Sein Auftrag, die Erde zu bebauen und zu hüten (vgl. Gen 2,15), setzt die Schöpfung als Gabe voraus.

■ Die Zehn Gebote werden Mose nicht einfach als Pflichtliste vorgesetzt. Vor der Benennung des Anspruchs erfolgt die Erinnerung an den vorgängigen und alles folgende begründenden Zuspruch: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat.“ (Ex 20,2)

■ Am Anfang der jesuanischen Bergpredigt stehen nicht Formulierungen von Ansprüchen an ein Leben in seiner

Nachfolge, sondern die schönsten Formen des jesuanischen Zuspruchs gerade an jene, die diesen besonders benötigen: die Seligpreisungen (vgl. Mt 5).

■ Das zentrale jesuanische Doppelgebot „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele“ sowie „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22, 37-39), beruht auf der Grundüberzeugung, dass jeder Einzelne vorgängig von Gott geliebt wird. Deshalb kann und darf er sich auch selbst lieben. Und nur wer das im Tiefsten weiß und spürt, wird und kann sich sowohl Gott als auch seinem Nächsten zuwenden.

■ Letztlich lässt sich auch der Gedanke an ein ‚Weiterleben nach dem Tod‘ an eine ‚Auferweckung‘ nur so verstehen, dass der im Leben erfahrene vorgängige Zuspruch Gottes so stark und unbedingt ist, dass er auch über die Grenze des Todes hinausreicht. Das ‚Ja‘ Gottes zum Menschen wird nicht zurückgenommen, es ändert nur ein letztes und endgültiges Mal die Form und Reichweite hinein in ein Sein außerhalb von Raum und Zeit. Unfassbar und doch versprochen, zugesagt ...

Zahlreiche weitere Belege ließen sich nennen. Sie treffen sich in einer gemeinsamen Grundstruktur: Ohne Zuspruch kein Anspruch! Von hier aus lassen sich grundlegende Vorgaben für christliche Erziehung und Bildung gewinnen. Im Zentrum kindlicher religiöser Erziehung muss der Zuspruch stehen. Kinder, aber auch Jugendliche, müssen sich als von Gott geliebte und gewollte Individuen verstehen können. Vermittelt werden muss dies über Menschen – uns Erwachsene. Kinder sind angewiesen auf ein Aufwachsen in einem Klima von Wohlwollen, Akzeptanz und Liebe, das von der Kernfamilie genauso zu ermöglichen ist wie von Schule und Gemeinde. Ich-Stärke wächst nur durch Zuspruch. Das Ausbilden einer eigenen Persönlichkeit braucht die Erfahrung des Anerkannt-Werdens. Selbstvertrauen entsteht nur aus vorgängigem Fremdvertrauen. Ansehen erwirbt man sich nur, wenn man erfährt, dass man von anderen – wertschätzend und liebevoll – angesehen wird.

Das alles klingt vielleicht noch zu harmonisch, zu leicht, zu beschwichtigend. Das Besondere des Christentums liegt in der untrennbaren *Verwobenheit* von Zuspruch und Anspruch. So sehr die Vermittlung des Angenommen-Seins im Zentrum religiöser Erziehung stehen muss, so sehr wird die untrennbar damit werdende Befähigung (und *dadurch* Verpflichtung) zum richtigen Handeln verbunden sein. Nächstenliebe, soziales und moralisches Handeln sind nicht nachträgliche Zugabe, vielmehr erweist sich in ihnen, inwieweit die von Gott begründete Gabe wirklich angenommen wurde.

Impulse jenseits allzu theoretischer Kompetenzkataloge

Hohe, idealistisch anmutende Formulierungen und Vorgaben! Und wie soll das nun am Lernort Schule umgesetzt werden? Wie soll man das, „professionell Religion unterrichten“¹⁰, unter den ganz realistischen, oft genug mühsamen Bedingungen des Lehrens vor Ort? Was bleibt dort übrig von all den hehren Formulierungen der religionspädagogischen Theoretiker, die proklamatorisch Kompetenzkatalog an Kompetenzkatalog häufen¹¹ im Wissen, dass sie selbst all das niemals umsetzen müssen?

So wie die Religiosität von Kindern und Jugendlichen in den letzten Jahren breit empirisch untersucht wurde, so auch das Selbstverständnis und die Selbsteinschätzung von Religionslehrerinnen und Religionslehrern. Wie zu erwarten: Das Spektrum ist hier genau so breit wie bei den Schülerinnen und Schülern. Pluralität als Signum unserer Zeit spiegelt sich auch im Blick auf die Lehrkräfte im Schulfach Religion – und

das ist auch grundsätzlich gut so. Da gibt es Kolleginnen und Kollegen, die sich ganz traditionell als katechetisch orientierte Glaubensvermittler sehen. Andere verweigern jegliche persönliche Positionierung und verstehen sich als objektiv-distanzierte Informanten über das Phänomen Religion. Quer durch alle Schularten und quer durch Regionen hindurch markieren diese Sichtweisen die Extrempunkte einer Spannweite, zwischen denen es viele unterschiedliche Positionierungsmöglichkeiten gibt. Und die konkrete Form des tatsächlich erteilten Religionsunterrichts wird ausgehend von diesen Vorgaben sehr unterschiedlich ausfallen, ausgespannt zwischen klassischer Materialkerymatik bis hin zu religionskundlichen Zügen. De facto existieren die Erblinien der klassischen, vermeintlich lange überwundenen Konzeptionen bis heute in unseren Klassenzimmern fort.

Diese Pluralität wird weiterhin auch innerhalb der Grenzen einer konfessionellen Bestimmung des Religionsunterrichts bestehen. Universitär arbeitende Religionspädagoginnen und Religionspädagogen können letztlich nicht mehr leisten als Wahrnehmungen bündeln, Anregungen geben, Entwicklungen anstoßen, für Plausibilität werben. Meinen eigenen Impuls möchte ich abschließend in Frageform formulieren, im Wissen, dass die Beantwortungen nur in der Praxis vor Ort gegeben werden können. Jenseits aller berechtigten formalen Anforderungen an Religionslehrerinnen und Religionslehrer sollte sich jede und jeder fragen:

- Was sind meine eigenen religiösen Grundlagen, aus denen heraus ich lebe, an die ich im Innersten glaube?
- Welche Impulse können daraus in den von mir verantworteten Religionsunterricht an *dieser* Schule, zu *diesen* Bedingungen, mit *diesen* Schülern erwachsen?

- Wo positioniere ich meinen Religionsunterricht im Blick auf das Theotop: mitten hinein; auf die Grenze; weit außerhalb?
- Wo erleben meine Schülerinnen und Schüler jenen grundlegenden Zuspruch, der das Christentum prägt: in der Schule, durch mich, im Lehr- und Lernstoff?
- Wie verteilen sich Zuspruch und Anspruch in meinem Unterricht; wo liegen Schwerpunkte, wo wird die innere Verbindung deutlich?

Und abschließend ein Traum ...

Die konzeptionelle Entwicklung des Religionsunterrichts wird weitergehen, das ist unvermeidlich und notwendig. Eine wirklich zukunftsfähige Religionsdidaktik darf aber die Auseinandersetzung über die im Zentrum stehenden *Inhalte* nicht außen vor lassen. Und darüber lohnt sich ein konstruktiver Streit. Jenseits aller strategischen Ausblendungen und Anpassungen setze ich hier auf ein klares Profil. Martin Bubers Grunderkenntnis sei in Erinnerung gerufen: „Jeder Mensch hält Ausschau nach einem Menschen, der ihm das Ja des Seindürfens zuspricht.“ Ich träume von einem Religionsunterricht, in dem dieser Impuls fruchtbar wird, in dem Schülerinnen und Schüler erfahren dürfen, dass ihnen das „Ja des Seindürfens“ zugesprochen wird:

- in mit Verstand und Herzensnähe erlesenen Texten aus Bibel und Tradition;
- in performativen, die Reflexion mit aufnehmenden Vollzügen, die am Lernort Schule im Rahmen seiner institutionellen Vorgaben möglich sind;
- durch die Person des Religionslehrers und der Religionslehrerin in ihrem Habitus und in nicht peinlichen, situationsmöglichen Formen;
- durch Gott, der dieses „Ja“ anders zusprechen und begründen kann als jeder noch so versierte Mensch.

¹⁰ Vgl. dazu: Rita Burrichter u. a.: Professionell Religion unterrichten. Ein Arbeitsbuch, Stuttgart 2012.

¹¹ Vgl. ebd.

